



HUNGER

Die Geburt einer Stadt

In Dadaab, dem weltweit größten Flüchtlingslager in Kenia, läuft die Maschinerie der Hungerbekämpfung auf vollen Touren. Hunderttausende werden wohl auf Dauer hier bleiben. Ein Lager-Manager will deshalb aus dem Provisorium einen Ort der Zukunft machen. *Von Dialika Krahe*

Heute Morgen war es wieder so weit, die somalischen Flüchtlinge wollten mitten in seiner neuen Stadt ein Kind vergraben, Henok Ochalla sah sie mit ihren Hacken die rote Erde hochwirbeln. Ochalla hielt den Wagen an, stapfte hinüber zu den Eltern und sagte, dass dieser Platz kein Friedhof, sondern ein Platz für das Leben sei.

Für ein Leben, das sich im Dreck abspielt, in aufgeheizten Zelten, zwischen Dornenbüschen, an denen nichts blüht außer schwarzen Plastiktüten. Aber ein Leben könnte es werden, immerhin. „Ihr müsst euer Kind woanders vergraben.“

Keine Stunde später fährt Ochalla im Geländewagen an der Grabstelle vorbei, er nickt, „die haben es verstanden“, sagt er, die Familie hat die kleine Leiche wieder mitgenommen und zu dem neuen Schild gebracht, auf dem „Graveyard“, Friedhof, steht. Noch immer sterben Kinder im Lager, an den Folgen von Unterernährung, Lungenentzündung, Infektionen, „die graben überall, das kann ich nicht zulassen“, sagt Ochalla, und dann: „Es kommt hier jetzt auf die Ordnung an.“ Ein starker Mann, Äthiopier, 39 Jahre alt,

mit einem Lächeln, das weiß ist und groß und beruhigend wirkt in Dadaab, an diesem höllischen, ordnungslosen Ort.

Ochalla arbeitet für die Vereinten Nationen. Er ist einer von fünf Camp-Managern im größten Flüchtlingslager der Welt, in Kenia an der somalischen Grenze, eine Art humanitärer Bürgermeister. Er ist auch Bauunternehmer, Logistiker und Einwohnermeldeamt. Er muss sie unterbringen, Tausende Flüchtlinge, die seit Monaten jeden Tag über die Grenze stolpern, die Füße wund, den Bauch leer, den Kopf voller Erwartungen. Er steckt Grundstücke ab für sie, besorgt Wasser, Latrinen, Zelte und Adressen: Ochalla ist dabei, eine neue Stadt zu gründen, „Ifo-Extension“ soll sie heißen, die Größe von Tübingen wird sie haben, mit Schulen, Marktplätzen und Polizeistationen.

Eine richtige Stadt will Ochalla bauen, erträglicher, „für die Zukunft gemacht“. Bis Dezember muss er 90 000 Flüchtlingen ein Zuhause geben. Wenn der Notstand vorbei ist, hofft er, dass Steinhäuser stehen, wo jetzt noch Zelte sind. Eine Staubwolke hüllt Ochallas Fahrzeug ein und auch die dünnen Kinder, die auf das Uno-

Auto starren wie auf ein Raumschiff, das auf ihrem vertrockneten Planeten gelandet ist. Abwechselnd klingeln sein iPhone und sein Nokia-Handy, „das mit den Wassertanks geht mir zu langsam“, sagt er in das eine Telefon, „in Sektion S brauchen wir heute noch vier Zelte“, sagt er in das andere. Er trägt Wildlederschuhe und Safarihut. Drei Zelte seien in der Nacht gestohlen worden, sagt er.

Ochalla und seine Kollegen vom Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, vom World Food Programme und den anderen Hilfsorganisationen, die in Dadaab arbeiten, müssen schnell sein, Antworten finden auf Fragen, die sich Flüchtlinge und Politiker stellen, aber auch die Familie in Mönchengladbach, die 50 Euro vom Haushaltsgeld überwiesen hat: Wie funktioniert die mit 450 000 Menschen größte Hungerstadt der Welt?

Wie bekommt man Struktur an einen Ort, an dem das Leben jedes Einzelnen in einem Zustand größtmöglicher Strukturlosigkeit ist – ohne Heimat, Essen, Plan? Kann man diesen Menschen außer ein paar Säcken Mehl im Monat auch eine Zukunft geben?



THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

Flüchtlingslager Dadaab: „Bitte wieder in die Schlange stellen“

Afrika ist der Kontinent des menschlichen Elends, aber auch der Kontinent des menschlichen Aufbäumens, des immer neuen Versuchs, die 30 Millionen Quadratkilometer bewohnbarer zu machen. Da gibt es die Afrikanische Union, die „afrikanische Lösungen für afrikanische Probleme“ sucht. Da gibt es Jeffrey Sachs und das Millennium-Projekt der Uno, da gibt es Bill Gates mit dem Versuch, Gen-Pflanzen zu entwickeln gegen den Hunger, da gibt es Bob Geldof, Bono, Angelina Jolie und all die anderen Prominenten, die Afrika zum Objekt ihrer Mitmenschlichkeit gemacht haben. Und da gibt es diesen Henok Ochalla vom UNHCR, der jeden Morgen versucht, in diese neue Welle des Elends ein wenig Ordnung zu bringen und ein wenig Hoffnung.

Geht das, kann man Menschen wie Nuriya Ali Hoffnung geben? Geflüchtet vor der schlimmsten Dürre, gekommen mit nichts außer ihren vier Töchtern? Es ist 6.30 Uhr, die Sonne steht noch blass am Himmel über der Aufnahme- und Camp-Abschnitt Ifo, als Nuriya Ali nach zehn Tagen Fußmarsch durch die somalische Steppe und zwei Tagen und Nächten des Umherirrens zwischen den Camps mit ihren Töchtern Dadaab erreicht. Nuriya wartet auf Einlass in die größte Hungerstadt der Welt.

Sie hockt sich auf den Boden vor das Tor, sie drückt auf ihre Brust, daran saugt ein Mädchen, vier Monate alt, es weint nicht, liegt nur da, Nuriyas Milch kommt schon seit Tagen nicht mehr. An ihrem

Schleier halten sich noch drei Kinder fest, Sowdo, sieben Jahre alt, Maryan, fünf Jahre alt, und die dreijährige Amina. Seit drei Tagen haben die Mädchen nicht gegessen. Sie sprechen nicht, spielen nicht, lachen nicht, schauen einfach vor sich hin, der Hunger hat sie stumpf gemacht.

Nuriya hat glatte Haut wie ein Mädchen und einen nachdenklichen Blick. Sie stammt aus Afmadow, einer Kleinstadt in Südsomalia, wo die Milizen der Schabab mit ihren Sturmgewehren den Alltag

zu finden für die Tiere. Manchmal liefen sie zwei Tage lang, bevor sie etwas auftrieben, irgendwann fanden sie gar nichts mehr. Zuerst starben die Tiere, dann starben die Menschen. „Ich kann sie gar nicht alle zählen“, sagt Nuriya, Nachbarn und Freunde. Die, die noch konnten, flohen. Nuriya schloss sich ihnen an.

Mehr als zwölf Millionen Menschen sind vom Hunger bedroht am Horn von Afrika. In Südsomalia sind 38 Prozent der Bevölkerung unterernährt, Tausende sind in diesem Jahr schon verhungert, in den nächsten Wochen könnten es mehrere 100 000 Menschen sein. Niemand weiß, wie viele noch nach Dadaab flüchten werden und wie viele die Hungerstadt noch tragen kann.

Nuriya schaut auf das Tor, um sie herum sitzen, hocken, stehen Hunderte andere Flüchtlinge, Frauen mit bis zu sieben Kindern. Alte, die sich auf Stöcken vorwärtsziehen, unter einer Zeltplane sammelt sich ein ganzes Dorf.

Sie warten darauf, eingespeist zu werden in diesem gigantischen Hilfsapparat, in dem Menschen zur Computerdatei verarbeitet werden, sortiert nach Gesundheitszustand und Familiengröße. In dem tonnenweise Hilfsgüter und Zelte zirkulieren und das Geld freigesetzt wird, das Hilfsorganisationen gesammelt haben.

251 Millionen Dollar sind in den letzten Wochen für die Dürreopfer am Horn von Afrika gespendet worden, 21 Millionen davon von der deutschen Regie-

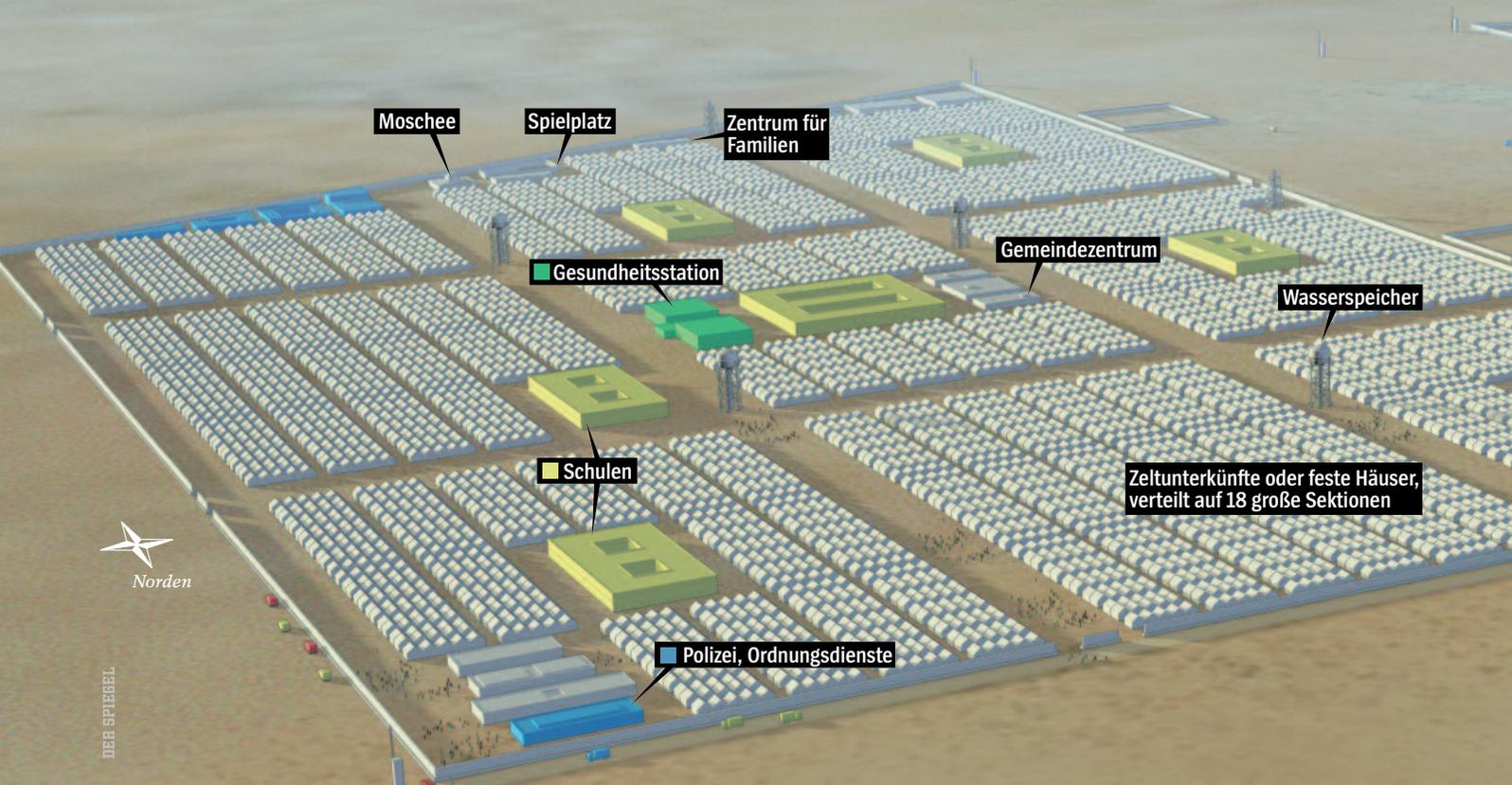


Manager Ochalla: Treffen mit Angela Merkel und Angelina Jolie

THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

kontrollieren. Sie glaubt, 26 Jahre alt zu sein. Ihr Mann starb an einem Schlangenbiss, als sie schwanger war. Sie hatte kein Auto, um ihn ins Krankenhaus zu fahren. „Es ist alles, alles weg“, sagt sie, „wir haben ja nicht mal mehr eine Plastikkanne.“

Nuriya Ali ist Nomadin, sie hatten mal 25 Kühe, so erinnert sie sich, und als die Dürre kam, wurden die Wege weiter, die sie gehen mussten, um ein wenig Wasser



rung. Es reicht noch lange nicht, wieder einmal.

In Nuriyas Heimat Somalia kommt beides zusammen, die Dürre und der Krieg. Seit 20 Jahren ist das so, und jetzt sind da noch die Spekulanten, die an den Agrarrohstoffbörsen zocken, die Lebensmittelpreise in die Höhe treiben und Menschen wie Nuriya fort aus ihrer Heimat. Der Westen gibt, Millionen von Dollar jedes Jahr. Der Westen nimmt, weil sich die Menschen ihre Nahrung nicht mehr leisten können. So ist Dadaab mit seinen Bewohnern im Kleinen das, was Afrika immer wieder im Großen ist. Ein Ort von Menschen, die von Krieg, Weltmarkt, Dürre in ein Leben getrieben werden, das ohne die globale Hilfsmaschine nicht bestehen kann.

Jeden Tag lassen Ochallas Kollegen vom World Food Programme ihre Lkw auf das Gelände der Lagerhallen rollen. Jeder bepackt mit 28 Tonnen Hilfsgütern, Maismehl aus den USA, Brei aus der Türkei. Genug Essen für die nächsten drei Monate auf Lager zu haben, das ist das Ziel der Logistiker. Im Moment allerdings, sagen sie, reicht das Essen nur für zwei Monate.

3,36 Kilo Weizenmehl pro Person, 3,36 Kilo Maismehl, 0,96 Kilo Linsen, 0,48 Liter Pflanzenöl, 0,72 Kilo Brei, 80 Gramm Salz, alle 15 Tage, das ist es, was die Lagerbewohner erwarten können, nicht viel, aber genug, um nicht zu sterben.

Die Hilfe kommt mit Flugzeugen und Schiffen aus allen Teilen der Welt. Die Flüchtlinge kommen, mit Sammeltaxis

bis an die Grenze, die meisten kommen zu Fuß, hinter sich ein Marsch durch die knochige somalische Landschaft. Es ist, als würden sie sich in zwei unendlichen Strömen aufeinander zubewegen, die Flüchtlinge und die Hilfe. Nur: Welcher Strom wird zuerst versiegen?

Es ist acht Uhr, ein Helfer mit einem Megafon schreitet durch die Flüchtlingsgruppen und versucht sie nach Familiengrößen einzuteilen. Nuriya und ihre Kinder sind „Familiengröße 5“. Dann werden



Flüchtling Ali, Kinder: 3,36 Kilo Mehl, 0,96 Kilo Linsen, 0,48 Liter Öl

sie durch das Tor gelassen. Nuriyas Dreijährige weint. Niemand sagt ein Wort.

Bevor Nuriya zur Lagerbewohnerin werden kann, bevor sie und ihre Mädchen etwas zu essen bekommen, muss sie verschiedene Stationen durchlaufen. Bei einer taucht sie die Finger zur Markierung in schwarze Farbe. Bei einer anderen fragt ein Mitarbeiter, ob sie Vergewaltigungen erlebt hat oder Angriffe wilder Tiere. Nuriya schüttelt den Kopf: „Vier

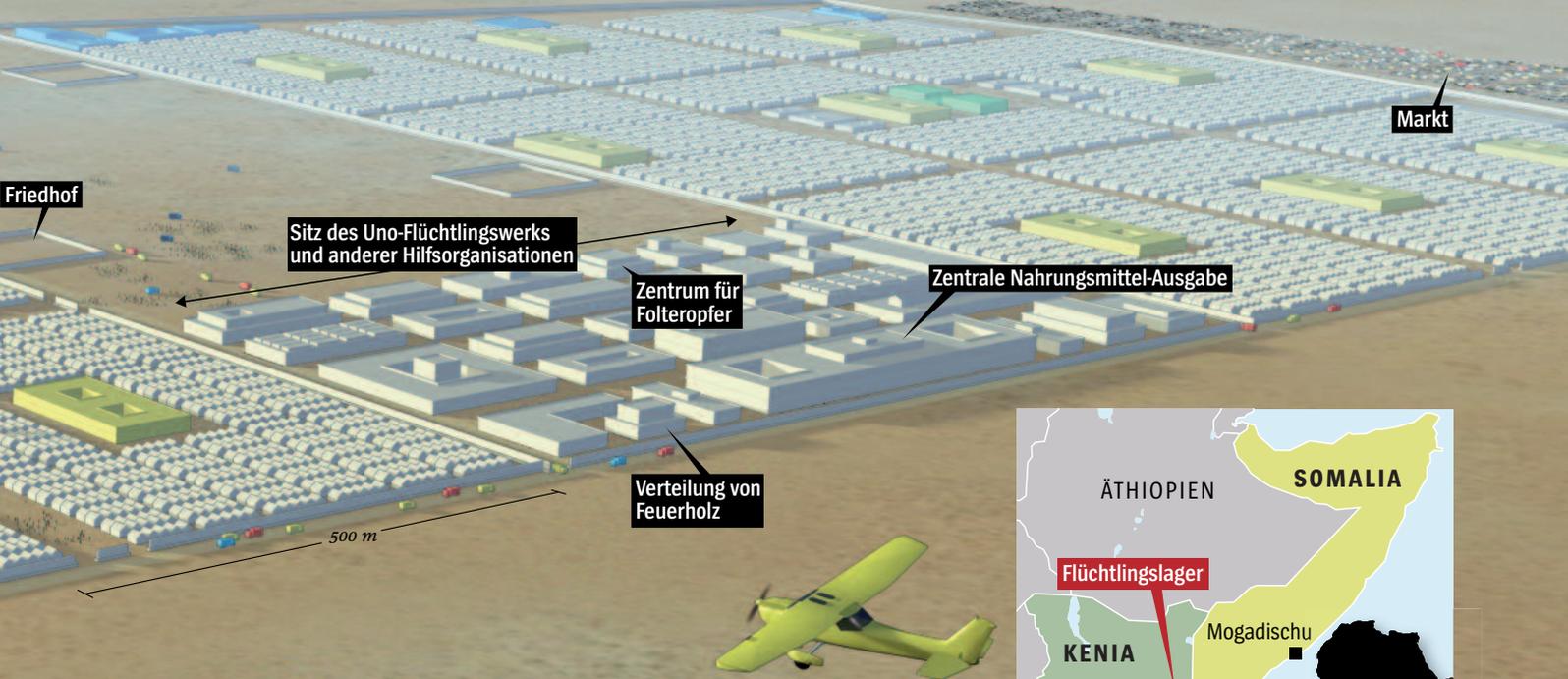
Kinder habe ich sterben sehen“, sagt sie, „wir begraben sie am Wegesrand.“

Die Sonne scheint jetzt hart auf den Platz, die Wartenden ducken sich unter die Planen des UNHCR. Das Flüchtlingswerk ist in Dadaab so etwas wie die Cheforganisation, seine Mitarbeiter versuchen zu koordinieren, was 25 Partnerhilfsorganisationen beisteuern. Damit nicht alle dasselbe tun, niemand Geld verschwendet, auch, damit es gerecht zugeht. Wer sich wahllos ins Lager stellt und Reis verteilt, kann einen Aufstand auslösen.

In der Aufnahmeunterkunft führt die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit die medizinische Untersuchung durch, Care die Lebensmittelverteilung, die internationale Migrations Organisation bringt Flüchtlinge von der Grenze her. Auch jetzt wieder halten sie vor dem Tor, die klapprigen Busse.

Nuriya sitzt auf der Bank und sieht, wie sich die Türen öffnen, wie weitere Flüchtlinge hinausklettern, direkt an der Grenze eingesammelt. Kinder werden die Stufen heruntergeleitet, ein Junge ohne Unterhose, ohne Schuhe, Frauen mit Stoffbündeln.

Henok Ochalla, der Lagerbürgermeister, steht am Haupttor, keine zehn Meter von Nuriya entfernt, und sieht das Gleiche, mit anderen Augen. Er ist mit einer Delegation aus Japan hier, er zeigt das Lager, die Aufnahmeunterkunft und die neue Flüchtlingsstadt. Die Japaner fotografieren. Ochalla sagt: „Wir haben ein Problem. Wir dachten, die Zahlen gehen run-



Stadt der Heimatlosen

Das geplante Flüchtlingscamp „IFO-Extension“ nördlich von Dadaab. Es soll insgesamt 90 000 Flüchtlinge aufnehmen.

ter, aber in den letzten Tagen kamen immer mehr.“ 1500 Menschen erwarten die Helfer an diesem Tag.

Für Nuriya bedeutet das, dass in ihrer Heimat Somalia vielleicht bald kaum noch Somalier mehr leben werden, dass sie vielleicht nie mehr zurückkann. Für Ochalla bedeutet es, dass Bewohner für seine Flüchtlingsstadt kommen. Es bedeutet, dass er schneller arbeiten muss.

Wenn es ihm gelingt, an einem Tag 1000 Menschen in den neuen Zelten unterzubringen, war es ein guter Tag; zur selben Zeit kommen aber 1500 Neue. Ochalla rennt und rennt, und überall, wo er vorbeikommt, strecken Flüchtlinge ihre Hände aus und fragen: „Wo ist das Wasser? Wo ist mein Zelt?“ Er sammelt die Japaner ein und steigt in das Uno-Auto. Nuriya schaut und wartet weiter.

Gegen zehn Uhr kippt ihre dreijährige Tochter vor Erschöpfung rückwärts von der Bank. Dumpf prallt ihr Kopf auf den Boden, das Kind schreit und hört nicht auf, die Mutter will es beruhigen, schnell. Sie hat Angst, dass ihre Familie aussortiert wird, wenn sie den Aufpassern auffällt, sagt sie, Angst, dass sie kein Essen für ihre Kinder kriegt. Dann, endlich, nach fast fünf Stunden Wartezeit, ohne Wasser und Nahrung, lassen sie Nuriya Ali in das Aufnahmebüro.

Ein Helfer nimmt ihren Fingerabdruck. Irgendwann kommt jemand mit fünf blauen Plastikarmbändern. Eines legt er Nuriya um das Handgelenk, die anderen ihren Kindern, die Nummern 519 846 bis 519 850 sind mit schwarzer Farbe aufgedruckt. Die Bänder sind wie ein Ausweis, mit dem aus einem somalischen Flüchtling ein somalischer Lagerbewohner wird. Nuriya verlässt die Aufnahme mit

fünf 500-Gramm-Packungen Hochenergiekekse, 11 450 Kilokalorien, die Kinder schieben sich die krümelige Masse in den Mund und kauen mit dem Ernst alter Menschen. Sie sind geimpft worden, Ärzte haben gemessen, ob sie stark unterernährt sind oder nur leicht. Nuriya hat ein Kochgeschirr bekommen, ein paar Bastmatten und eine Zeltplane. Dazu eine Lebensmittelration für 21 Tage, Mehl, Öl, Salz. So beginnt ein neues Leben. Wenn es glücklich verläuft, geht es vielleicht mit einem

Sie haben sich in die Obhut der Hilfsmaschine begeben und die Kontrolle über ihr Leben verloren.

Zelt in Henok Ochallas Stadt weiter und später mit einem Haus aus Stein. Erst mal wird sie draußen schlafen.

Die Vergabestelle für Zelte besteht aus einer Plane, einem Generator, zwei Mitarbeitern und drei Laptops, das ist der Ort, an dem die Zukunftsstadt ihren Anfang nimmt. Wie jeden Morgen sitzen sie im Sand vor dem Feldbüro des Lagerbürgermeisters Henok Ochalla, die alten Männer, die keine Angehörigen mehr haben, die Frauen in ihren bunten Schleiern, und halten ihm ihre Papiere hin, rufen die Anzahl ihrer Kinder. Ochalla hebt seine Hände in die Höhe, „suk, suk, suk“, sagt er, das bedeutet „warte“, eines der wenigen Wörter, das er auf Somali beherrscht. Flüchtlinge müssen viel warten.

Sie haben sich in die Obhut der Hilfsmaschine begeben und die Kontrolle über ihr Leben verloren. Ankunft in Dadaab bedeutet auch Abschied von der Freiheit.

Dadaab ist die mittlerweile drittgrößte Stadt Kenias, nur leben hier keine Kenia-

ner, sondern 450 000 Somalier, in einem Lager, das mal für 90 000 Menschen errichtet wurde. Flüchtlinge wie Nuriya dürfen das Lager nicht verlassen, weil sie Flüchtlinge bleiben und nicht zu illegalen Kenianern werden sollen. Sie dürfen auch nicht arbeiten, die kenianische Regierung verbietet das.

Wenn Henok Ochalla sehen will, wie seine Stadt einmal aussehen könnte, fährt er in einen anderen Camp-Abschnitt, nach Ifo 2 zu den ersten Steinhäusern, die für Flüchtlinge gebaut worden sind. Dort stehen 116 Testhäuser, rotbraune Ziegel, Wellblech, alle leer, eine aufgeräumte Geisterstadt. Dort gibt es auch Schulen, eine Polizeistation, Wasserversorgung. Das Projekt ist von der kenianischen Regierung gestoppt worden, aus Angst, die Flüchtlinge könnten sich dauerhaft ansiedeln. Dabei ist das längst die Wirklichkeit.

Ochalla tut, was normale Flüchtlingspolitik vermeidet: Er versucht, den Menschen eine feste Bleibe zu geben, ein Zuhause. Flüchtlingspolitik macht es den Flüchtenden so unbequem wie möglich, damit sie schnell wieder gehen. Aber „wir haben das von den anderen Camps gelernt“, sagt Ochalla, „da dachten wir auch, das sei nur für 2 Jahre, und auf einmal waren es 20“. Er sagt: „Ich glaube nicht, dass diese Menschen wieder zurück nach Somalia können.“

Mitte Juli hat der kenianische Premier den Ausbau der neuen Stadt wieder freigegeben, wegen der Not und Überfüllung, wahrscheinlich auch wegen des internationalen Drucks. Die Stadt könnte der Anfang sein einer Flüchtlingspolitik, die versteht, dass hungernde Menschen nicht nur Nahrung brauchen, sondern auch Zukunft. Eine Unterkunft, vielleicht ein



JEROME DELAY / AP

Moscheebau in Dadaab: Die Milliarden lieber in die Rettung von Banken gepumpt

Stück Land und das Recht, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Auch um zu verhindern, dass die Hilfsmaschinerie irgendwann zusammenbricht.

„Salam alaikum“, sagt Ochalla nun zu einer Gruppe Somalier, die sich vor seinem Schreibtisch sammelt, „könntet ihr euch bitte wieder in die Schlange stellen?“ Er tippt eine Nummer in die Excel-Tabelle auf einem Laptop ein. Die Familie sitzt vor ihm. „Name: Kenda; Familiengröße: 4; Herkunft: Nordost-Somalia“. So, sagt er, könne er jeden der 450 000 Bewohner von Dadaab finden. Auf einen weißen Zettel schreibt Ochallas Mitarbeiter eine Adresse für die Familie auf: Sektion S, Block 51, community 11. Das ist das Ticket für ihren Neuanfang.

30 000 Menschen haben Henok Ochalla und seine Kollegen seit Ende Juli einen solchen Zettel in die Hand gedrückt. Danach ziehen sie los, raffen ihre Habseligkeiten zusammen und beziehen ihr Stück Land. Auch wenn dann noch nicht alles fertig ist. „Im Moment gibt es eine Latrine für 25 Familien“, sagt Ochalla, „in sechs Monaten will ich eine für jede Familie haben.“ Im Moment gibt es auch erst 10 Wassertanks. „In ein paar Monaten werden es 68 Tanks sein“, sagt er.

Ochalla war mal Spieler der äthiopischen Fußballnationalmannschaft, Rückennummer 5, Defensive. Er studierte Landwirtschaft und arbeitete für einen Baumwollproduzenten, bis er vor 16 Jahren vom UNHCR abgeworben wurde. Seitdem verläuft sein Leben zwischen den Flüchtlingslagern Afrikas. Nach acht-einhalb Jahren in äthiopischen Lagern ging er nach Sierra Leone, dann nach Liberia, wurde ein Reisender zwischen

Hunger, Dürre, Krieg. Er hat Angela Merkel getroffen, 2007 in Liberia, sie sollte ein Flüchtlingsprojekt besuchen. Er habe einen Anzug getragen, erzählt Ochalla, „sie ist eine Gute“, sagt er, „eine der Iron Ladies der Welt“. Auch Angelina Jolie habe er getroffen, zweimal, „sehr leicht im Umgang“, sagt er. Und gerade erst traf er den „German Minister Niebel“.

Ochalla hat eine Karte von der Zukunftsstadt. Darauf sind Straßennamen einge-

Bald will Bill Gates die Super-Süßkartoffel entwickelt und Henok Ochalla eine Schule gebaut haben.

zeichnet, die „Hope Road“ und „Unity Road“ und „Friends Road“ heißen. Jede Familie bekommt auf seinem Plan ein zehn mal zwölf Meter großes Grundstück. Es gibt 18 Sektionen, darauf neun Blocks mit je 192 Grundstücken, dazu Moscheen, kinderfreundliche Zonen, Gesundheitsstationen. „Hier“, sagt Ochalla und zeigt auf die rosagefärbten Rechtecke, „acht Grundschulen und eine weiterführende Schule. Und dann fängt das Leben an.“

Als German Minister Niebel da war, wurde ihm erst das Elend gezeigt und dann die neue Stadt. Ochalla braucht Geld, er glaubt, dass er so das meiste bekommt. „Wir zeigen immer beides“, sagt er, „erst das Elend, dann die Erfolge.“

Für den Bau seiner Flüchtlingsstadt hat Ochalla ein Budget von 24 Millionen Dollar, wovon er 16 Millionen ausgegeben hat. Für das gesamte Horn von Afrika sind nach Uno-Angaben 2,5 Milliarden Dollar nötig, um die Menschen zu retten. Bisher ist nicht einmal die Hälfte des Gel-

des geflossen. Kritiker behaupten, es fehle vor allem, weil die reichen Geberländer ihre Milliarden lieber in die Rettung von Banken pumpen und für die Hungerhilfe nichts mehr übrig bleibe. Kritiker sagen auch, dass die afrikanischen Staaten selbst zu wenig tun.

Vorletzte Woche gab es in Addis Abeba eine Geberkonferenz, die die Afrikanische Union nutzen wollte, um das Gegenteil zu beweisen: 54 Staaten wollen nun 46 Millionen Dollar zahlen. Algerien und Ägypten geben am meisten. Das ölreiche Nigeria spendet nur eine, Südafrika nur 1,3 Millionen Dollar.

Es ist ein Anfang von Selbsthilfe, verspätet und spärlich. Henok Ochalla wird noch viele Beispiele präsentieren müssen, den Prominenten, Journalisten, Ministern, erst Elend, dann Erfolge. Mit Dirk Niebel, dem deutschen Entwicklungsminister, sprach er über die tausend Menschen, die er und seine Mitarbeiter an einem einzigen Tag umsiedeln. Sie liefen durch die unbefestigten Straßen von Ifo-Extension, durch die Zukunftsstadt der Flüchtlinge. Ochalla erklärte dem Minister, wie er dieses Stück Afrika mit internationaler Hilfe ausbauen will zu einem funktionierenden Stück Afrika.

In ein paar Jahren will er eine Stadt, in der das Wasser aus Brunnen fließt, in der aus Zelten Steinhäuser geworden sind, aus dem Platz ein Markt, aus den Kindern Schüler und aus dem Warten ein Leben. Bill Gates will eine Super-Süßkartoffel entwickelt haben, die Millionen satt macht. Bob Geldof will sich mit seinem Fonds an afrikanischen Firmen beteiligen, um die Wirtschaft voranzubringen. Jeffrey Sachs will mit dem Uno-Programm den Anteil der Menschen, die Hunger leiden, halbieren.

Nuriya Ali will erst mal ein Zelt. Sie steht auf einem Platz voller Kinder, Abwasserpfützen und Müll. „Die erste Nacht mussten wir draußen schlafen“, sagt sie, „es war kalt, die Kinder husteten.“ Aber es sei auch eine glückliche Nacht gewesen.

Eine Freundin aus ihrem Dorf, die seit fünf Tagen im Lager ist, hat Nuriya gefunden und mit zu sich in die Outskirts genommen, in das Ghetto des Flüchtlingslagers. Dort hat Nuriya ihre Hochenergiekekse, das Öl und Geschirr im Lumpenzelt einer alten Frau verstaut. „Ich habe gekocht“, sagt sie, „Tee und Brotfladen.“ Das erste Mal seit Wochen habe sie ihre Kinder satt gesehen. Und dann, etwas später, hat sie Wasser geholt und es in eine flache Schüssel gegossen. Sie hat ihre Kinder hineingestellt, eines nach dem anderen. Und hat sie gebadet.



Video: Der Alltag im Flüchtlingslager Dadaab (2:26)
Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.